

Theoriebildung?

„Phänomenologie heißt: den Wunsch nach Verständnis der Wahrnehmung von Wirklichkeit opfern.“ Bert Hellinger

Das „Familien-Stellen nach Bert Hellinger“ ist in eine Phase seiner Entwicklung eingetreten, in der Theoriebildung wünschenswert, wenn nicht sogar notwendig erscheint. Andrerseits wissen wir, dass Bert Hellinger selbst bisher auf eine Theorie zu der von ihm entwickelten Methode weitgehend verzichtet hat. Ich sage „weitgehend“, weil man in seinen immer wiederkehrenden Hinweisen auf die Philosophie Martin Heideggers oder auf Parallelen in der Dichtung Rainer Maria Rilkes Ansätze einer „Theoriebildung“ sehen kann. Denn auch wenn diese Hinweise nur in gelegentlichen Zitaten bestehen, bedeuten sie eine Fundierung der eigenen Wahrnehmung durch ähnliche oder parallele Wahmehmungen und Sichtweisen bei bekannten Dichtern und Denkern des vergangenen Jahrhunderts. In diesem Sinne fundiert er zum Beispiel den Gebrauch des Wortes „Grund“ als Bezeichnung eines in der Therapie immer wieder auftau chenden Phänomens durch eine offensichtlich ähnliche Wahrnehmung, und einen parallelen Gebrauch dieses Wortes bei Heidegger.

Ich werde sein Vorgehen weiter unten im Abschnitt über erklärende oder motivierende Metaphern noch näher behandeln.

In dem in der „Praxis des Familienstellens 1/2000“ erschienenen Aufsatz „Namen“ stellt Hellinger seine Haltung bezüglich „Theoriebildung“ dar:

„Mit den Namen, die wir den Dingen geben, umstellen wir sie, fangen sie gleichsam für uns ein, nehmen wir ihnen etwas von ihrer Bedrohlichkeit, aber auch etwas von ihrem Geheimnis und ihrem Zauber. Oft ersetzen dann die Namen die Wirklichkeit. Welche Wirkung das für unsere Beziehung zu den Dingen hat, können wir bewusst erfahren, wenn wir zum Beispiel während eines Rundgangs durch einen botanischen Garten darauf verzichten, die Namensschilder der Pflanzen zu lesen und stattdessen ihnen namenlos begegnen.

Ähnlich geht es uns mit Namen, die wir in der Begegnung mit Menschen gebrauchen, zum Beispiel in der Psychotherapie. Was geht in uns und ihnen vor, wenn wir die Namen vergessen, mit denen wir sie oder uns benennen, wenn wir, gleichsam zur Übung des Herzens, uns nicht als Psychotherapeuten, und die Menschen, die uns aufsuchen, nicht als Patienten oder Klienten sehen, sondern uns und sie nur als Menschen, die es wagen, sich für eine Zeit aufeinander einzulassen ... Wie anders nehmen wir dann uns und die andern wahr.

Wie einen Baum, den wir ohne Namen auf uns wirken lassen, erkennen wir diese Menschen nicht nur in ihrer Gegenwart, wie sie uns gegenüberstehen. Wir nehmen sie zugleich mit ihrem Umfeld wahr, mit ihrer besonderen

Geschichte, die sie notwendigerweise zu denen geformt hat, die sie wurden, ähnlich wie wir dann auch uns selbst als das Ergebnis besonderer Umstände begreifen, die uns so und nicht anders zu der Person werden ließen, die wir jetzt sind.

Doch damit verlässt uns auch die Sicherheit der Mittel, die wir mit Namen verknüpfen, der Rückhalt in einer Theorie, die ja nur dann Sinn macht, wenn Verschiedenes mit dem gleichen Namen benannt wird und wenn die gleiche Methode zur Bewältigung des mit dem gleichen Namen benannten Verschiedenen empfohlen wird. Das soll nicht heißen, dass wir in der Psychotherapie ohne Namen und ohne zusammenfassende Theorie auskommen könnten. Hier geht es vor allem um eine Schärfung des Bewusstseins, eine Weite des Blicks und um die Bereitschaft, sich Unbekanntem auszusetzen.“

Wie kann eine unserer Arbeit förderliche „Theoriebildung“ auf dieser Grundlage vonstatten gehen? Ist sie nicht eigentlich unmöglich?

Allerdings gibt es hier den Satz: „Das soll nicht heißen, dass wir in der Psychotherapie ohne Namen und ohne zusammenfassende Theorie auskommen könnten.“

Der ja so weitergeht: „Hier geht es vor allem um eine Schärfung des Bewusstseins, eine Weite des Blicks und um die Bereitschaft, sich Unbekanntem auszusetzen.“

Also ist diese Äußerung offenbar doch kein ganz paradoxa Befehl! Oder vielleicht doch? – Man soll den Blick weiten, indem man auf Theorie, sogar auf Namen, auf Worte verzichtet. Aber trotzdem sollte man offenbar auf Theoriebildung nicht verzichten!

Soll man etwa Theorie haben, aber in der Praxis der Aufstellung darauf verzichten?

Hellinger fährt fort:

„Von dieser Art Namen müssen wir jene unterscheiden, die nicht begrenzen, sondern erweitern, weil sie einen Vorgang, einen Zustand, ein Gewachsenes oder etwas Wachsendes beschreiben. Zum Beispiel die Worte: Mann, Frau, Mutter, Kind, Baum, Blume, Stein... Wenn wir diese Namen gebrauchen, hat es eine andere Wirkung, als wenn wir statt Baum Linde sagen oder statt Mensch Italiener, ganz zu schweigen von Namen wie: Alkoholiker oder Psychotiker.“

Die grundlegende Einsicht eines systemischen Zusammenhangs

Was Hellinger hier zugesetzt formuliert, ist die grundlegende Einsicht aller systemischen Therapien: den Menschen als eingebunden in sein „Umfeld“ zu sehen, und niemals als allein stehendes Individuum. Hellinger selbst würde diese Einsicht wohl eher als „Wahrnehmung von Wirklichkeit“ bezeichnen, so wie sie sich im Prozess des Familien-Stellens zeigt.

Dies ist eine von der üblichen abendländischen Sicht abweichende Sicht menschlichen Schicksals. Denn im Klartext heißt dies: Wir sind von außen, „durch besondere Umstände“ geprägt. Ja, mehr noch: Wir sind das Ergebnis besonderer Umstände! Wo bleibt da die Selbstverantwortung, wo die Sünde?

Wenn man das ernst nimmt, kommt man in die Nähe spiritueller Sichtweisen wie etwa der indischen Advaita-Lehre¹, die radikal Ernst macht mit der Einsicht, dass alles Gottes Wille ist.

Was ist Theorie?

Ist der oben zitierte Satz von Bert Hellinger nun etwa „Theorie“? Ist er nicht vielmehr der Bodensatz langer praktischer Erfahrung auf der Suche nach der Lösung seelischer Probleme? Wohl eher. Aber was ist eigentlich Theorie? Alles, was auf irgendeine Weise festgelegt wird als Voraussetzung weiteren Vorgehens, bis hin zur Benennung bestimmter Sachverhalte?

Hellinger definiert Theoriebildung als einen Vorgang, der „ja nur dann Sinn macht, wenn Verschiedenes mit dem gleichen Namen benannt wird und wenn die gleiche Methode zur Bewältigung des mit dem gleichen Namen benannten Verschiedenen empfohlen wird“.

Diese Formulierung zeigt klar, warum Hellinger rät, auf Theoriebildung, und sei sie auch noch so vorsichtig, zu verzichten oder sie zumindest „zur Übung des Herzens“ zugunsten des Schauens zu vergessen.

Verschiedene Möglichkeiten von Theoriebildung

Wir kennen verschiedene Möglichkeiten der Theoriebildung:

- eine Theoriebildung mithilfe fixierter Begriffe, die eindeutig erklären oder beweisen will;
- eine Theoriebildung, die Wirksamkeit nachweist (zum Beispiel katamnestisch);
- eine Theoriebildung, die der Arbeit als Hintergrund dient, zu ihr befähigt, die Kompetenz erhöht (zum Beispiel durch treffende Metaphern);
- eine Theoriebildung durch Aufzeigen von Parallelen.

Wenn also überhaupt Theoriebildung (auf die man ja doch, wie Hellinger einräumt, nicht ganz verzichten kann!), dann sicherlich nicht die zuerst genannte Möglichkeit: die gleiche Benennung von ähnlich scheinendem Verschiedenem! Sondern eher im Sinne von erweiternden, nicht begrenzenden „Namen“, die nicht nach Eindeutigkeit streben, sondern offen lassen und der Arbeit als Hintergrund dienen. Außerdem sind natürlich die katamnestischen Arbeiten verschiedener Art wichtig.

„Injunktive“ und „deskriptive“ Aussagen

Der englische Philosoph George Spencer Brown trifft in den ersten Kapiteln seines Hauptwerkes „Laws of Form“ eine wesentliche, für uns relevante Unterscheidung. Er spricht davon, dass es philosophische Aussagen gibt, die benennenden, das heißt begrifflich festlegenden Charakter hätten; er nennt sie „deskriptive“. Anders geartete Aussagen sind eher als „Denkanleitung“ oder als „Instruktionen für den Denkprozess“ zu verstehen. Er nennt sie „injunktive“.

Spencer Brown selbst versteht seine eigenen Aussagen als „injunktive“. Das bedeutet, dass er kein geschlossenes begriffliches System, sondern in erster Linie eine „Denkanleitung“ oder „Handlungsanweisung“ bezüglich des denkerischen Vorgehens gibt.

In diesem Sinne kann man sich als „theoretische Fundierung“ des Familien-Stellens nach Bert Hellinger ein System untereinander zusammenhängender Benennungen oder Metaphern vorstellen, die nicht begrifflich festlegen, aber eine innere Haltung vermitteln, die sich aus den Erfahrungen der „Praxis des Familienstellens“ im Lauf der Jahre als lösend herauskristallisiert hat.

Denn „Metaphern“ sind jene Art von Namen, „die nicht begrenzen, sondern erweitern, weil sie einen Vorgang, einen Zustand, ein Gewachsenes oder etwas Wachsendes beschreiben“. Sie sind sinnesbezogen, das heißt, sie vermitteln ein „Bild“, das heißt einen vieldeutigen Zusammenhang oder Bedeutungsrahmen, der für verschiedene Personen verschieden aussieht und verschieden wirkt und sich in der Zeit wandelt. Er ist im Fluss.

„Motivierende Metaphern“

Eine beachtliche Anzahl solcher „Namen“ ist – als zu einer inneren Haltung oder Sichtweise motivierende Metaphern – bereits im Umlauf. Zum Beispiel: das „wissende Feld“, die „große Seele“, der „Grund“, die „Ordnung“, das „Gewissen“.

Darüber hinaus gibt es metaphorische Körperhaltungen oder Bewegungen wie Verneigen, Niederknien, Hinlegen oder die Freigabe einer angemachten Position usw., die eine ähnliche metaphorische Funktion besitzen.

Dies alles sind Metaphern, die die Erfahrungen der Arbeit in ein „Bild“ – als „erweiternder Name“ – fassen und die Arbeit erleichtern oder präzisieren, aber nicht erklären wollen, was nicht erklärbar ist.

Man könnte sie „motivierende Metaphern“ nennen. Sie regen zu inneren Haltungen oder Sichtweisen an und wirken als „injunktive“ Aussage, das heißt als Denk- oder Handlungsanleitung.

Das Aufzeigen von Parallelen

Ein anderer Weg der Verdeutlichung und Präzisierung, den Hellinger selbst immer wieder geht, ist das Aufzeigen von Parallelen bei anderen Denkern wie Heidegger, Rilke, Sheldrake.

Zum Beispiel benutzt er das Wort „Grund“ und weist gleichzeitig auf einen ähnlichen Gebrauch bei Heidegger hin. Ebenso sind seine Hinweise auf die Rolle der Toten bei Rilke zu verstehen oder auch der Hinweis auf Parallel e n zwischen der „großen Seele“ und dem „morphogenetischen Feld“ bei Rupert Sheldrake.

Sinnvolle Theorie: Grundeinsichten und „motivierende Metaphern“

Wenn man also einen „theoretischen Hintergrund“ überhaupt festlegen will, so scheint ein „System“ untereinander zusammenhängender und ineinander übergehender Metaphern der Arbeit angemessen.

Dabei werden

- häufig auftauchende Phänomene oder Grundeinsichten in ein Bild gefasst;
- Fragen beantwortet, aber nicht begrifflich festgelegt;
- Parallelen bei anderen Denkern oder Dichtern aufgezeigt.

Eine Theoriebildung dieser Art

- lässt begrifflich manches offen, gibt aber präzise „Handlungsanweisungen“ für die therapeutische Praxis;
- vermittelt innere Haltungen (wie zum Beispiel die Körpermetapher des Verneigens oder die „schauende Haltung“ des Therapeuten);
- verzichtet auf flächendeckende „Erklärung“ und bewahrt sich die Ehrfurcht vor notwendigen Verständnislücken.

Die Aufgabe der „Theoriebildung“ ist also offensichtlich komplex, aber wohl notwendig. Wenn man dem oben Gesagten folgt, kann man allerdings davon ausgehen, dass ein beachtliches „System untereinander zusammenhängender und ineinander übergehender Metaphern“ schon vorhanden ist. Wie kann man das Vorhandene weiterentwickeln, ohne einen Erstarungsprozess der Arbeit einzuleiten? Malidoma Somé erklärt in seinem Buch „Der Geist Afrikas“ den Dagara-Ausdruck „Yielbogura“ als „das Ding, das vom Wissen nicht gegessen werden kann. ... Das Wort besagt, dass Leben und Kraft bestimmter Dinge auf ihrem Widerstand gegen das kategorisierende Wissen beruhen, die Menschen heutzutage allem überstülpen“ (S.19).

¹ Siehe zum Beispiel Ramesh Balsekar:
Pointers – wegweisende Gespräche mit Sri Nisargadata Maharaj;
Kampenhausen, Bielefeld 1999.